

ZEIT UND BILD

Frankfurter Rundschau am Wochenende

Schon seit dem Morgen wirbelt ein warmer Wind Wüstensand durch die kleine Siedlung Tin Telout. Die Dorfbefehlshaber haben ihre Beratungen unterbrochen und suchen in dem gelben Lehm aus Schutz vor der Mittagshitze. Aus großen Schüsseln essen sie Reis, Fleisch und Innereien und trinken Tee, so stark und süß, daß er fast dickflüssig ist. Auch der Leiter des Bezirks ist gekommen, wie immer von einigen Soldaten begleitet, was nicht nur seine Autorität unterstreichen soll, sondern sich auch angesichts der Popularität der staatlichen Verwaltung im Norden Malis als sinnvoll erwiesen hat.

Mohamed Ag Mohamed Hamma, den alle nur Mohamed Tin Telout nennen, geht langsam zwischen seinen Gästen umher, wechselt ein paar Worte auf französisch oder Tamaschek, der Sprache der Tuareg. Bis auf einen schmalen Spalt für die Augen hat er sein Gesicht unter einem blauen Turban verborgen, und so ist nicht zu erkennen, wie er sich fühlt zwischen seinen früheren Todfeinden, denen er vier Jahre in mauretanischen Flüchtlingslagern verdankt. Wenn er noch Groll in sich trüge, so würde er es sich ohnehin nicht anmerken lassen, denn er weiß, daß von dem Ergebnis solcher Versöhnungstreffen das Überleben seines Stammes abhängt.

Die Beratungen sind bislang gut verlaufen. Die Chefs der Tuareg, Bellah, Songhoi und Mauren, haben bei der Versammlung in dem Hangar aus Baumwollmatten staatsmännische Reden gehalten und die Details wie immer später geklärt, als sie in kleinen Gruppen zwischen den Häusern herumspaziert sind. Es geht wieder einmal um die Frage, welche Dörfer am dringendsten Geld für eine Motorpumpe und eine Bewässerungsanlage benötigen. Das Leben hier am Südrand der Sahara ist dominiert von der Sorge um Wasser, und schon einmal hat es darum blutige Auseinandersetzungen gegeben. Mohamed Tin Telout weiß, daß er nur gemeinsam mit den anderen Dorf- und Fraktionschefs eine Neuaufgabe des Krieges verhindern kann, in dem auch sein Onkel, der große Marabu, umgebracht wurde, und der die Kultur und Lebensweise der Tuareg tiefgreifend verändert hat. „Alle haben jetzt verstanden, daß wir nur zusammen überleben können, Tuareg und Schwarze“, sagt er, ohne sich Illusionen darüber zu machen, daß der Friede noch immer sehr zerbrechlich ist.

Es war ein langer Weg bis zu dieser Einsicht, und sie ist von allen Seiten teuer erkauft worden. Noch heute sprechen Seßhafte und Nomaden nur ungern von den „Ereignissen“, wie sie den Bürgerkrieg nennen, in dem mehrere tausend Malier starben und nahezu 400.000 zu Flüchtlingen wurden. Einfach war das Zusammenleben zwischen den Bevölkerungsgruppen nie in dieser Region, in der früher die Sanddünen der Sahara ins grüne Weideland des Sahel übergingen, wo die Kultur der „weißen“ Nomaden sich mit denen der seßhaften schwarzen Bevölkerung mischte und der Islam auf die Naturreligionen Afrikas traf. Die Tuareg, die sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts schwarze Sklaven für die Feldarbeit gehalten hatten, betrachteten sich stets als Herren des Landes, und in der schwarzen Bevölkerung herrschte Angst und Mißtrauen vor den Kamelreitern, die in der Vergangenheit mit ihren blauen Gewändern aus der Wüste aufgetaucht waren und Karawanen überfallen oder Dörfer geplündert hatten. Die gegenseitige Abhängigkeit und eine historisch gewachsene Arbeitsteilung sorgte jedoch für eine relative Stabilität. Die Tuareg brachten Salz und Vieh zu den Märkten auf beiden Seiten des Niger und tauschten sie dort gegen Reis, Hirse oder Weizen. Die Ignoranz der Politiker und Naturkatastrophen haben dieses prekäre Gleichgewicht zerstört.

Die feindselige oder im günstigsten Fall gleichgültige Haltung der staatlichen Verwaltung hat die Tuareg seit der Unabhängigkeit des Landes zu Beginn der 60er Jahre immer mehr von der in der fernen Hauptstadt Bamako sitzenden und von der schwarzen Bevölkerungsmehrheit dominierten Regierung entfremdet. Die Feindschaft eskalierte während der großen Sahel-Dürren der frühen siebziger und achtziger Jahre, die den Lebensraum der Tuareg nahezu vernichteten. Überall breitete sich damals *la brousse* aus, die endlose, mit Dornengebüsch überwucherte Buschlandschaft, in der nur hier und da eine Akazie etwas Schatten spendet. Die Weidegründe für das Vieh wurden immer knapper, die Rinder-, Schaf- und Ziegenherden der Nomaden mit jedem Tag kleiner.

Von den Dürren profitierte vor allem die staatliche Verwaltung. *Villas de Secheresse* —Dürrevillen— nennen die Bewohner des Nordens die prachtvollen Häuser in der Hauptstadt, die sich korrupte Beamte mit den Hilfgeldern internationaler Organisationen bauten. Viele junge Tuareg waren gezwungen, in elende Hütensiedlungen an den Rändern der Städte zu ziehen oder als schlecht bezahlte Saisonarbeiter in der Landwirtschaft oder den algerischen Ölfeldern zu arbeiten. Ein Teil schloß sich der „Islamischen Legion“ des libyschen Revolutionsführers Ghaddafi an. Es waren vor allem diese Jungen, die im Jahr 1990 die Rebellion anzettelten, einen verzweifelten Aufstand gegen Armut, Vertreibung und das langsame Verschwinden der traditionellen Lebensweise.

Die Rebellen, insgesamt nicht mehr als etwa 2400, kamen vor allem aus den nord-



(Foto: Josep Pedrol)

In Mali herrscht nach fünf Jahren Bürgerkrieg ein fragiler Frieden. Vor allem die Tuareg zahlen einen hohen Preis: Die „Ritter der Wüste“ müssen ihr Nomadenleben aufgeben und sich seßhaft machen. Ein deutsches Ehepaar hilft ihnen dabei.

Ralf Neukirch

Arbeitsgruppe Frieden

Wie in Mali ethnische Konflikte gelöst werden

östlichen Regionen Malis, wo die Tuareg fast unter sich sind und der Konflikt sich auf Scharmützel zwischen Nomaden und Armee beschränkte. Doch dann schwappte der Aufstand auch in das Vielvölkergebiet nördlich des Niger-Binnendeltas über: Am 21. Mai griffen mit Kalaschnikows und Panzerfausten bewaffnete Tuareg Goundam an — eine vor allem von Schwarzen bewohnte Stadt südlich von Timbuktu, der Hauptstadt von Malis sechster Region. Es war der Beginn des Bürgerkriegs.

„Die Leute waren von der Attacke völlig überrascht. Bei uns war bis dahin alles friedlich geblieben“, sagt Mohamed Ali, ein Tuareg-Führer, der als Lehrer in Goundam arbeitete. „Plötzlich kamen von überallher Schüsse. Menschen schrien, und das Vieh brüllte. Ich habe meinen Schülern gesagt, daß sie im Haus bleiben sollen. Meinen Nachbarn haben die Rebellen umgebracht, weil er ihnen keine Auskünfte geben wollte.“ Von fünf Uhr morgens bis zum Mittag wüteten die Angreifer, und als sie abzogen, war das fragile soziale Gefüge zerstört. Die Armee antwortete auf die Attacke mit Vergeltungsaktionen, die Aufständischen schlugen zurück. Eine schwarze Bürgerwehr — *Ganda Koy*, die Herren der Erde — wurde gegründet, und der Konflikt bekam eine eindeutig ethnische Färbung.

Strafkolonnen gerieten zu Pogromen an der bis dahin unbeteiligten Zivilbevölkerung. Die Nachbarn, die jahrelang zum Tee hinübergekommen waren, wurden zur mörderischen Bedrohung. Im Dezember 1991 trieben Soldaten den Sohn von Mohamed Ali und neun Familienangehörige aus ihrem Haus in Timbuktu und brachten sie um. „Ich selbst wollte nicht aus meiner Heimat fliehen und bin hier geblieben“, sagt der 62-jährige und zieht den alten Norwegerpullover zurecht, den er unter seinem blauen Gewand trägt. Die tiefen Runzeln in seinem braunen Gesicht wirken wie in Stein gehauen, wenn er von der Zeit erzählt, als er mit seinem Zelt im Busch lebte, immer auf der Flucht vor der Armee, auf deren schwarzer Liste er stand, oder den Milizen, die zur Ermordung der Tuareg aufgerufen hatten.

Viele, vor allem Familienväter, hatten nicht den Mut zu bleiben. Die Weidegründe und Steppen um Timbuktu begannen sich zu entvölkern. Die schwarze Bevölkerung floh in den Süden, die Tuareg mit ihren Familien in die Sahara oder westwärts in die mauretanischen Flüchtlingscamps. Viele schlepten sich zu Fuß durch die unbarmherzige Wüste. Im September 1991 zog auch Mohamed Tin Telout mit seiner Fraktion ins Lager nach Bassikoum, wo er wie 40.000 Tuareg vier Jahre verbringen sollte. „Gehofft habe ich immer, daß wir eines Tages zurückkehren würden“, sagt er. „Manchmal habe ich aber den Glauben daran verloren.“ Es waren schließlich die alten Führer der Tuareg und der schwarzen Bevölkerung, die die mörderische Auseinandersetzung in der 6. Region beendeten, die noch andauerte, als im Rest des Landes schon die Waffen schwiegen. Im September 1995 trafen sich die verfeindeten Parteien zum ersten Aussöhnungstreffen, das das Vorbild für viele weitere Treffen werden sollte. Sechs Monate später brannten auf dem Marktplatz von Timbuktu mit Öl übergossene Kalaschnikows und Bazookas, als leuchtendes Symbol des Friedens.

Der Wille zur Versöhnung kam aus der Bevölkerung, die den Frieden gegen den Widerstand von Armee und lokalen Beamten durchsetzte. Das Geld für die Aussöhnungstreffen zahlte die deutsche Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ). 13 Millionen malische Francs kostete die erste Friedenskonferenz, etwa 40.000 Mark, das ist viel Geld in einem Land, das zu den ärmsten der Welt gehört. „Die Finanzierung solcher Treffen ist eine neue Form der Entwicklungszusammenarbeit“, sagt Henner Papendieck, der seit 1995 mit seiner Frau Barbara in Mali arbeitet. „Ich glaube, daß das Geld dabei wesentlich sinnvoller eingesetzt wird als für Zwangsverpflichtungen, wie sie etwa in Somalia versucht worden sind.“

In drei Jahren haben die Papendiecks Erstaunliches geleistet. In einer Zeit, in der Organisationen wie das UN-Flüchtlingskommissariat UNHCR die Region aufgegeben und sich selbst überlassen

hatten, führen sie, oft von Militäreskorten begleitet, durch staubige Geisterstädte, besuchten Flüchtlingslager und agierten als Mittelsmänner zwischen den verschiedenen Gruppen. „Ohne die Papendiecks wäre eine Versöhnung unendlich schwieriger gewesen“, sagt Mohamane Alistji Cissé, der ebenfalls zum Treffen von Tin Telout gekommen ist und die GTZ-Niederlassung in Goundam leitet. Von dort hatte er während des Bürgerkriegs die *Ganda Koy* organisiert, jene schwarze Bürgerwehr, die den Haß der Schwarzen gegen die Nomaden anstachelte und die Armee bei ihren Massakern unterstützte. Heute betont der 32-jährige glaubhaft, daß eine Zukunft nur gemeinsam möglich sei. Anders als etwa in Ruanda oder Bosnien scheint auf allen Seiten ein echter Wille zur Aussöhnung zu herrschen.

Mit gutem Willen allein ist es allerdings nicht getan, denn mit der Ausbreitung der Wüste nach Süden ist der Lebensraum für Nomaden und Seßhafte immer kleiner geworden. Die traditionelle Arbeitsteilung funktioniert nicht mehr. Die Viehherden sind nicht mehr groß genug, um ganze Stämme davon zu ernähren, und seitdem auch die Bauern ein paar Ziegen oder Schafe für ihren eigenen Bedarf halten, ist deren Tauschwert gesunken. Die Rebellion hat diesen Prozeß nicht aufhalten können, sondern ihn sogar beschleunigt. Für die Tuareg bedeutet dies: Sie müssen Abschied nehmen vom Nomadenleben, dem zentralen Bestandteil ihrer Kultur und ihres Selbstverständnisses. Wenn die alten Männer abends auf ihren Matten im Wüstensand sitzen, dann erzählen sie von den riesigen Weidegründen, über die sie einst ihr Vieh trieben, von der Uner-schrockenheit der Tuareg-Krieger und den großen Salzkarawanen durch die Sahara. Ackerbau, das war immer eine Arbeit gewesen für Schwarze und Bellah, die ehemaligen Sklaven, die auch nach ihrer Befreiung durch die Franzosen bei den Tuareg blieben und in einem wirtschaftlichen und sozialen Abhängigkeitsverhältnis von ihnen lebten.

Heute stehen anstelle der Lederzelte Lehmhütten, vor denen die Männer

Tomaten, Salat und Zwiebeln anbauen. Statt dem Brüllen der Kamele ist das Tuckern der Motorpumpen zu hören. Schon vor der Rebellion hatten einige Nomaden begonnen, sich niederzulassen. Jetzt ist das Gelingen dieses Prozesses zu einer Überlebensfrage geworden. „Wir müssen unsere jahrhundertalte Lebensweise ändern. Viele Tuareg, die jetzt Felder bestellen, sehnen sich zurück nach dem Nomadenleben“, sagt Mohamed Tin Telout und blickt wehmütig hinaus in die Wüste. „Aber die Welt verändert sich, und wir dürfen nicht stehenbleiben. Als Seßhafte können wir unsere Kinder zur Schule schicken, und für unsere Alten und die Frauen ist es auch leichter.“ Fast trotzigt fügt der 51-jährige hinzu: „Ein echter Tuareg wird seine Würde und seine Religion nicht verlieren. Wir werden unsere Gewänder behalten, und unsere Kultur wird nicht untergehen.“ Es waren ironischerweise vor allem die Jahre im Flüchtlingscamp, die das Umdenken erleichtert haben. „Die Erfahrung des Lagers hatte auch etwas Positives: Zum ersten Mal haben viele von uns auf engem Raum zusammengeliegt. Dieses Gefühl der Solidarität zu erleben war sehr wichtig und hat vielen den Entschluß erleichtert, das Herumziehen aufzugeben. Außerdem hatten wir Angst, niemals zurückkehren zu können. Das Exil hat uns den Geschmack des Vaterlandes gebracht.“

Die neue Lebensweise bedeutet nicht nur, daß die Tuareg in einigen Generationen das Nomadenleben nur noch aus den Geschichten ihrer Großväter kennen werden. Sie wird auch die gesellschaftlichen Machtverhältnisse umwälzen. Auf einmal müssen die „Ritter der Wüste“ Schaufel und Pflug statt Degen und Lanze in die Hand nehmen und neben den Bellah, ihren einstigen Leibeigenen, arbeiten. Daß diese auch noch wesentlich flinker und geschickter als ihre alten Herren sind, wird als zusätzliche Demütigung empfunden. Noch haben sich die Schwarzen aber aus ihrem psychologischen und kulturellen Abhängigkeitsverhältnis nicht befreit. Immerhin haben sie Tuareg-Namen, sprechen Tamaschek und haben ein Weltbild übernommen, in dem die Hautfarbe über den sozialen Status entscheidet.

Mohamed Elmoud hat diese kulturelle Zwickmühle am eigenen Leib erlebt. Während der Rebellion floh er wie viele Bellah in den Süden, um von der Hauptstadt Bamako aus Geld für den Kampf gegen die Tuareg zu sammeln. Er gab sich sogar einen Songhoi-Namen und nannte sich fortan Mohamed Cissé. Dennoch konnte er das Mißtrauen der Schwarzen aus anderen Volksstämmen nicht überwinden. „Du hast mit den Tuareg gelebt, du sprichst ihre Sprache, und du wirst nach dem Krieg zu ihnen zurückkehren“, hielten sie ihm entgegen. Heute residiert der großgewachsene 37-jährige mit dem dichten schwarzen Vollbart in der GTZ-Niederlassung in der Wüstenstadt M'Bouna. Er kümmert sich um die Verteilung der Hilfsgüter, überwacht den Fortgang der Arbeiten und verwaltet das Geld. Es sind solche Vorbilder, die die Bellah benötigen, um sich von den Tuareg zu emanzipieren. Zwar versichern die Noma-

den, daß es keine Unterschiede zwischen ihnen und ihren ehemaligen Sklaven mehr gebe. „Bellah oder Tuareg existieren nicht mehr — es gibt nur noch weiße oder schwarze Tuareg“, sagt etwa der ehemalige Vizepräsident des malischen Parlaments, Nock ag Adia. Aber genauso unumwunden geben die meisten zu: „Ein Bellah als Chef eines Tuareg-Dorfes? Nein, soweit sind wir noch nicht.“

Dazu könnte es eines Tages kommen, wenn die von der Regierung für den Herbst angekündigte Kommunalreform Wirklichkeit wird. Die Kreise sollen dann verkleinert werden, und statt eines zentral aus Bamako eingesetzten Verwalters werden sich die Einwohner im Norden ihre kommunalen Vertreter selber wählen — angesichts der Korruption der örtlichen Honoratioren ein immens wichtiger Schritt. „Als wir hier ankamen, wollte der damalige Gouverneur von uns erst einmal eine Klimaanlage in seinem Büro installiert haben“, erzählt Henner Papendieck. „Es hat gedauert, bis wir ihn davon überzeugen konnten, daß unsere Hilfe nicht zu seiner Bereicherung gedacht war.“

Der Erfolg der Dezentralisierung ist ganz wichtig“, sagt auch Sidi Mohamed di Suedi, der Chef einer von drei sogenannten mobilen Einsatzgruppen, die im Auftrag der Regierung den Norden Malis bereisen, um die Bevölkerung auf die Reform vorzubereiten. In seinem Büro in einem großen Lehmhaus in Timbuktu sinniert er über den Krieg. „Die schlechte Verwaltung, das große Gefälle zwischen Nord und Süd, die demokratischen Defizite waren die Gründe für die Tuareg-Rebellion. Das Elend, nicht der Rassismus, war die Ursache für den Krieg. Wenn es nochmal zu einer Dürre kommt, dann ist es wichtig, daß die Vertreter der Menschen hier oben die Hilfe selbst verwalten.“ Auch die Rolle der Tuareg-Frauen werde sich nach der Dezentralisierung weiter ändern, sagt Suedi. „Die Nomaden-Frauen sitzen schon jetzt nicht mehr nur in ihren Zelten. Sie haben in den Flüchtlingslagern ein ganz anderes Selbstbewußtsein bekommen. Sie arbeiten jetzt mit und formulieren ihre Bedürfnisse. Die Möglichkeit zu wählen wird dieses Selbstbewußtsein weiter stärken.“

Die Kommunalreform ist ein wichtiger Schritt zu mehr Stabilität in der Region. Ein weiterer entscheidender Faktor ist jedoch von der Regierung, der Bevölkerung oder den Helfern der GTZ nicht zu beeinflussen: das Wetter. „Das hier ist ein biblisches Land mit biblischen Plagen“, sagt Henner Papendieck und zeigt auf die Felder mit der jungen Hirse am Rande des Faguin-Sees unweit von Tin Telout. Dessen Wassermassen wurden früher von einem Wehr zurückgehalten, damit sie die Acker nicht zu hoch überschwemmten. Heute zeigt an vielen Stellen nur das Grün der Hirse noch an, daß sich dicht unter der Erde Wasser befinden muß. „Vor drei Jahren kam im Frühjahr ein heißer Wind und hat die Sprößlinge wie ein Bügeleisen niedergebrannt“, sagt Papendieck. „Im nächsten Jahr fielen Heuschreckenschwärme aus der Sahara über das Getreide her. Selbst an den Ufern des Nigers, wo sogar zwei Ernten möglich sind, wird aus Angst vor dem Wüstenwind nie auf ganzer Fläche ausgesät.“ Im vergangenen Jahr fiel nur ein Drittel der üblichen Regenmenge. Auch in diesem Jahr sieht es bislang nicht gut aus. In Gossi, weiter im Norden, zählen die Tuareg schon wieder die Tierleichen.

Dabei würden einige gute Ernten mehr als alles andere dazu beitragen, den Frieden zu festigen. Auch wenn das Bemühen um eine friedliche Zusammenarbeit auf allen Seiten ernst zu sein scheint: Auseinandersetzungen um die Verteilung des kostbaren Wassers oder Getreides könnten wieder zu blutigen Unruhen führen. Wo der natürliche Niederschlag nicht ausreicht, wie in weiten Teilen der sechsten Region, müssen Brunnen gebaut und Bewässerungsanlagen angelegt werden. Bis zu 100.000 Mark kann eine solche Anlage kosten, je nach Größe der Felder und Tiefe der Brunnen. Knapp 20 Millionen Mark hat die GTZ bislang im Norden Malis investiert, das ist nicht genug, um alle Wünsche der Bevölkerung zu befriedigen. „Die Versöhnungstreffen sollen die verschiedenen Volksgruppen auch dazu bringen, gemeinsam zu entscheiden, wo Brunnen, Bewässerungsanlagen oder Schulen und Lagerhäuser nötig sind“, sagt Papendieck. Auch die Frage, wer Wasser aus den Brunnen, die oft von Hand bis in 70 oder 80 Meter Tiefe gebaut werden, ziehen darf, muß geregelt werden. Wenn wieder einmal ernste Konflikte auftauchen, sollen wenigstens die Mechanismen eingebaut sein, um sie friedlich zu lösen.

In Tin Telout ist es Abend geworden. Ein kühler Wind läßt die Blätter der Zypressen rascheln, und in der Ferne zeichnen sich die Kamele und Geländewagen der heimreisenden Dorfbefehlshaber gegen die untergehende Sonne ab. Eine melancholische Stille hat sich über die Wüste gelegt. Mohamed Tin Telout lehnt sich zufrieden auf seine Matratze zurück. Die Beschlüsse sind vernünftig und ohne Streit gefaßt worden: 700 Hektar neues Land wollen die Dorfbefehlshaber bewässern, und die GTZ soll für Arbeit, Material und Motorpumpen zahlen. Zusagen haben die Papendiecks nicht geben können, aber die Chancen stehen nicht schlecht. Am meisten aber freut sich Mohamed Tin Telout darüber, daß ein Thema nicht zur Sprache kam: Es war das erste Versöhnungstreffen, auf dem keine Arbeitsgruppe „Frieden“ mehr gebildet werden mußte.